

Kaum ist die Pensionskasse selbstständig, wird schon über deren Ende debattiert

POLITIK Seit erst fünf Jahren ist die städtische Pensionskasse selbstständig – was freilich nicht heisst, dass die Stadt keine Verpflichtungen mehr hat. Nun denken die Politiker schon laut darüber nach, die Selbstständigkeit aufzugeben und die Kasse in die grösste des Landes zu integrieren. Was viele Millionen kostet.

Die Pensionskasse der Stadt Winterthur ist als Braut nicht derart attraktiv, dass man sie bei der BVK mit Handkuss und ohne Mitgift nähme. 216,4 Millionen Franken müsste die Stadt der früheren Beamtenversicherungskasse des Kantons Zürich zahlen, damit diese alle Versicherten der städtischen Pensionskasse und insbesondere alle Rentner übernehmen würde. Diese Zahl hat die BVK im September auf Anfrage der Stadt ausgerechnet, sie basiert auf Werten von Ende 2017.

Der Stadtrat hatte vor einem Jahr in etwa den gleichen Betrag genannt, um die Pensionskasse selber voll auszufinanzieren: Von 210 Millionen war damals die Rede. Es ist kein Zufall, dass diese beiden Zahlen gleich ausfielen. «Die Berechnungen der BVK bestätigen die Zahlen, die der Stiftungsrat und der Stadtrat vor-

gelegt haben», sagt Stadtpräsident Michael Künzle. Wäre dem nicht so gewesen, hätte man schleunigst auf Fehlersuche gehen müssen.

Erst das eine, dann das andere

Etwas aber hat sich in diesem Jahr verändert: die Grundsatzposition des Stadtrats zum Anschluss an die BVK. Ende 2017 war die Integration für den Stadtrat noch «keine Option», gestern zeigte er sich «grundsätzlich offen». Allerdings – und darauf legt Künzle Wert – soll diese Frage erst angegangen werden, wenn Winterthur die Pensionskasse in Ordnung gebracht hat: «Priorität hat unser Weg, die Kasse zu sanieren. Später kann man immer noch über eine Integration in die BVK reden.» Konkret: Der Gemeinderat soll möglichst bald über die Tranche von 144 Millionen Franken befinden, die innerhalb von zehn



«Priorität hat weiter unser Weg, die Kasse zu sanieren. Später kann man immer noch über eine Integration in die BVK reden.»

Michael Künzle,
Stadtpräsident, CVP

Jahren fällig würden. Der Stadtrat geht davon aus, dass diese 144 Millionen nicht verloren wären, sondern angerechnet würden, wenn sich Winterthur später entschliessen sollte, die eigene Pensionskasse doch in in einer anderen Kasse aufgehen zu lassen.

Die GLP drückt aufs Gaspedal

Dieses Eins-nach-dem-Anderen des Stadtrats passt den Grünliberalen gar nicht. Sie haben zusammen mit FDP und SVP den BVK-Zug mittels Postulat ins Rollen gebracht und wollen ihn nun in Schwung halten. In einer Mitteilung werfen sie dem Stadtrat fehlenden Willen vor, «den Kurswechsel rasch anzugehen». Statt ständig neue Sanierungsprogramme zu entwerfen, sei es «nachhaltig», die Integration voranzutreiben. «Das liegt im Interesse aller Beteiligten und wird sich auch für die Versicherten auszahlen», glaubt GLP-Gemeinderat Urs Glättli: «Die Zeit einer eigenen städtischen Pensionskasse ist abgelaufen.» Und das notabene bloss fünf Jahre

nachdem man die Kasse per 2014 verselbstständigt hat.

FDP-Gemeinderat Urs Hofer, der den BVK-Express mit angestossen hatte, sieht es ähnlich wie die GLP-Ratskollegen: Etwas mehr Dynamik im Stadtrat hätte er schon erwartet in dieser Frage, sagt er: «Man sollte nicht nur die Hindernisse sehen, sondern auch die Chancen.» Die BVK habe in den letzten Jahren beispielsweise höhere Renditen erreicht und die Kosten tief gehalten. «Ich sehe keine grossen Vorteile in einer stadtnahen Pensionskasse, im Gegenteil.» Es entstünden hohe Kosten und Interessenkonflikte.

Anders die CVP, die Partei des Stadtpräsidenten: Sie sieht im «Anschluss an die BVK zurzeit keine Option». Wichtiger sei es, «eine Lösung zu erarbeiten, die in einer Volksabstimmung eine Mehrheit findet». Die SP sieht in der Variante BVK den Vorteil, dass das ganze Thema entpolitisiert würde. Die Stadt würde jedoch nach wie vor die Arbeitgeberrisiken tragen, hätte aber keine Mitsprache mehr. *mgm*



«Die Integration in die BVK liegt im Interesse aller Beteiligten und wird sich auch für die Versicherten auszahlen.»

Urs Glättli,
Gemeinderat GLP

Wie Farbe in die Stadt kam

NEUERSCHEINUNG Das Neujahrsblatt «Farbraum Stadt» geht der Farbkultur in Winterthur nach. Und kartografiert das Kolorit ganzer Quartiere.

Bonbonbunt leuchtet die Winterthurer Altstadt, kaum eine Fassade ist weiss oder grau. Das war nicht immer so. Fachleute vom Haus der Farbe in Winterthur haben gemeinsam mit Historikern und Denkmalpflegern die Farbigkeit der Stadt Winterthur untersucht. Herausgekommen ist ein Buch von rund 120 Seiten, mit zahllosen Fotos und drei aufklappbaren «Farbkarten». Sie zeigen, abstrakt, die Farbtöne bestehender Quartiere und Strassenzüge und könnten künftig als Hilfsmittel zur Farbwahl in unterschiedlichen Quartiersituationen dienen. Seit heute ist das Buch im Handel.

Zur Geschichte der Fassadenfarben gibt es in Winterthur zwei Kronzeugen. Beide sind im Museum Lindengut ausgestellt: die Vogelschau eines unbekanntenen Malers aus dem Jahr 1648 und das Stadtmodell von Johann Georg Forrer aus den Jahren 1810 bis 1818. In beiden Ansichten dominieren in den Gassen der Altstadt einheitliche Weiss- und Grautöne, unterbrochen von seltenen Akzenten in erdigem Rot oder Ockergelb. Das hat auch technische Gründe. Erst mit der Erfindung der Mineralfarben im späten 19. Jahrhundert standen wetterfeste und lichtechte Pigmente in fast allen Farben zur Verfügung. Ab etwa 1920 waren sie als streichfertige Fassadenfarben verfügbar und lösten einen Trend zur Farbigkeit aus.

Kurzlebige «farbige Stadt»

Auch in Winterthur. Das Gewerbemuseum lud 1926 zur viel beachteten Ausstellung «Die farbige Stadt». In ihrem Rahmen entstanden, in einem aufwendigen Verfahren, die ersten Farbfotos von Winterthur. Sie zeigen eine Steinberggasse, die fast so bunt ist wie heute, oder einen leuch-

tend roten «Strauss», mit Fassadenmalerei. Lang hielt die Farbenpracht nicht. Der Heimatstil der geistigen Landesverteidigung idealisierte weisse Wände, gerne in Kombination mit grünen Fensterläden. Andres Betschart, Leiter der Sammlung Winterthur, kommt zum Schluss: «Die farbige Altstadt der 1920er-Jahre war, mit heutigen Worten gesprochen, ein kurzfristiger Trend; mit dem nächsten Anstrich war der Spuk vorbei.» Erst in den Siebzigerjahren kehrte die Lust an der Farbe zurück – und blieb.

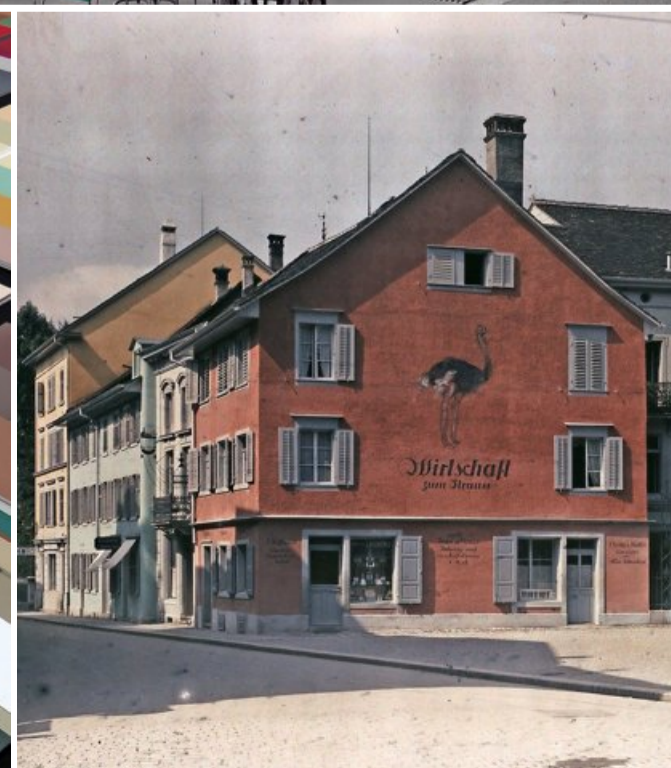
Ein emotionales Thema

Ob historischer Dorfkern oder heterogenes Aussenquartier, jede Lage hat ihre Farbstimmungen – und ein einziger Neuanstrich kann das Ensemble stören. Wie emotional Farbe im Quartierbild beurteilt werden kann, zeigte 2013 der Neuanstrich des Hauses Concordia in Veltheim. Dessen knalliges Orange wurde in Leserbriefen alternativ als «fröhlicher Farbtupfer» oder «Scheusslichkeit» bezeichnet. Stadtbaumeister Jens Andersen hofft, dass das Neujahrsblatt, und besonders die Farbkarten, das Verständnis für die «gewachsene Farbkultur» fördern und als «Grundlage für eine sachliche Diskussion» dienen können.

Michael Graf

«Die farbige Altstadt der 1920er-Jahre war ein kurzfristiger Trend; mit dem nächsten Anstrich war der Spuk vorbei.»

Andres Betschart,
Leiter Sammlung Winterthur



«In sich stimmig und qualitativ» sei die Buntheit an der Steinberggasse, finden Marcella Wenger-Di Gabriele und Stefanie Wettstein vom Haus der Farbe. Sie entwickelten Farbkarten für verschiedene Quartiere (u. l.). Unten rechts: Der rote «Strauss» im Jahr 1926 auf einem frühen Farbfoto. *Fotos: Michael Haug, Winbib*